Tägliches Unterhaltungsblatt

Nummer 198 — Donnerstag, 25. August 1921

Die Dame aus New-York.

Roman

[8. Fortsetzung.] von [Nachdruck verboten.]

Fritz Reck-Malleczewen.

Copyright by Rudolf Mosse, Berlin 1921.

Gewiß, das ist zunächst nur ein Nadelstich in die Haut eines Elefanten, ein Zwischenfall, der kraft der notwendigen Propaganda morgen vergessen sein wird. Aber sowie Mallison über den Berg zu sein glaubt, setzt die Whitening-Presse mit neuen Anfeindungen ein: heute ist ein Teil der Schächte ersoffen, morgen irritieren Nachrichten von großen Streiks in der Minenstadt der Käufer. Und da in diesem Stadium das ganze Unternehmen empfindlich gegen eine schlechte Presse ist, wie eine gestrandete Galeere gegen die Julisonne, da zugleich die hartnäckig sich erhaltenden Nachrichten über kurz bevorstehende Aufstände in Indien den Börsen der ganzen Welt den Magen verderben, so wird während dieses glutheißen Sommers aus dem Stecknadelstich ein reipektables, eiternbes Geschwür, und in Wallstreet erzählt man sich, daß Joe Mallison weiße Haare bekommen habe in diesen letzten Wochen . . .

Und dann folgt auf diesen glühenden New-Yorker Sommer der erste Frühherbstmorgen, und in dem weitläufigen Haus oben auf den Blythebournebergen dehnt die schöne Frau, von der ich hier erzählen will, den nackten Leib in der prickelnd frischen Morgenluft, sieht, wie unten auf dem Hudson die Nebelschleier zerreißen und die Spitze der Freiheitsstatue über den Dämpfen funkelt. Die Inseln drüben liegen wie Phantome über dem Wasser, und New-York steht da mit seinen Turmhäusern wie ein Wald gotischer Kathedralen und schließt die Signale der Trambahnen und die Hupenschreie und das Donnern der Lastwagen zusammen zu einem einzigen machtvollen Brausen und schickt als Sendboten seiner Geschäftigkeit nur die blitzschnellen Motorboote herüber, die zwischen Battery und den Inseln hin- und herlaufen. Und plötzlich schreit ein tiefes, vorweltliches Gebrüll durch den Nebel, der Ton eines keuchenden Mammuts: ein Ozeandampfer schiebt sich, zwei Schlepper vor dem Bug, durch das Grau, und sie kann an der Reedereiflagge sehen, daß er zuerst nach Kingston und dann nach Colon und dann nach Belem gehen wird, wo einmal das amerikanische Paradies gestanden hat, und wo heute noch alles Leben ausgebrütet wird im heißen Schlamm der Amazonasmündung. Der Ton ist seltsam stark und lockt und ruft, sie hört ihn noch, als die kleine Negerzofe Zelimene ihr auf dem Diwan die schlanken Glieder knetet und verschnörkelte Niggerlieder von der libertschen Küste summt. Sie hört es aufschreien, immer wieder, immer wieder, bis es endlich versinkt, da unten bei Sandy Hook, wo der Dampfer schon die ersten langen Atlantikwellen übernimmt.

Da springt sie plötzlich auf, wirbelt zärtlich die kleine Schwarze durch das Zimmer: „Ja, du bist eine gute Magd, du . . .“ Und dann kommt der Fechtlehrer, der einmal ein italienischer Abbate gewesen ist und irgendwelche fabelhaften Laster in New-York versteckt, und sie wechselt mit ihm in ihrem knappen Trikot blitzschnelle Florettstöße und trifft ihn lachend vor die Brust, daß der Alte mit unnachahmlichem Theaterpathos hintüberfällt und daliegt in seiner mageren Schönheit, wie ein gefallter Gott. Sie beugt sich über ihn und muß plötzlich an Ward Whitenings graues Mitessergesicht denken und fragt sich plötzlich, warum alle amerikanischen Männer die gleichen Züge und dieselben langweiligen Gesten und die immer gleichen degoutanten Schmeicheleien für eine schöne Frau haben. Aber da springt vor ihr der Alte plötzlich auf und umfängt, zu einem anbetenden Faun geworden, ihre Knie und kriecht huldigend ihr nach auf den Knien nach, als sie sich losmacht und lachend zur Tür hinauswirbelt.

Dann beginnt der tägliche Morgen ihrer Ehe, die keine Ehe ist: die Meldung, daß die Wachteilhündin sieben Junge zur Welt gebracht, und daß Mister Tarquanson diese Nacht wie gewöhnlich im notdürftigen Morphiumrausch überstanden hat. Der Chefingenieur Parker bittet sie, an diesem Vormittag mit ihm die neue Rennjacht Rhadames zu besichtigen, ja . . . und da ist ein monchalant mit der Schreibmaschine geschriebener Wisch, ein Zettel, auf dem Joe Mallison sie, die Herrin des Hauses, um eine Unterredung bitten läßt . . . jetzt, sofort, die Sache erlaube nicht den mindesten Aufschub.

Sie zerreißt den Fetzen und wird dunkelrot vor Zorn: sie wird es diesem ungarischen Juden lehren, wie man mit ihr, mit Violet Parker, umgeht. Und sie braust wie ein blonder Racheengel hinüber in den Flügel, wo der kleine Mann, vor dem das ganze Haus zittert, sich niedergelassen hat mit seinem Stab von Sekretären, Telegraphisten und Maschinenschreiberinnen. Sie geht durch drei Räume mit bleichsüchtigen, nervösen Menschen sie schiebt den anmeldenden Boy ohne weiteres bei Seite. Joe Mallison thront wie ein asyrischer Flügelochse über seinen Papieren, er denkt nicht im mindesten daran, sie eines Blickes zu würdigen oder ihr einen Stuhl anzubieten: er schreit, während er Unterschriften erledigt, der Reihe nach in sechs verschiedene Telephonhörer . . . hier ist die eben von der drahtlosen Station eingelaufene Nachricht, daß Elihu Grants Luftschiff soeben in Reichweite gekommen sei und am heutigen Nachmittag New-York erreichen dürfe, dort liegt die Kabeldepesche, die den Ausbruch des lange erwarteten kleinasiatischen Aufstandes meldet, und sie ist gleichbedeutend mit dem Fehlschlagen seiner eigenen Baumwollspekulation von der die halbe Welt spricht . . . Mister Beecher nebenan hat noch seine Antwort an die russische Regierung zu bearbeiten, mit der er, um seine Verlegenheit zu verdecken, Scheinverhandlungen wegen eines Ankaufes der Eremitagegalerie angeknüpft hat . . . drei anonyme Briefe mit Attentatsandrohungen wandern in den Papierkorb . . . eine Unterschrift unter dem Ankaufsauftrag für die Maisernte der Südstaaten, die den Ausfall der fehlgeschlagenen kleinasiatischen Spekulation decken muß . . . nun hat er eine Minute Zeit für diese Frau, die die Unverschämtheit gehabt hat, unangemeldet bei ihm einzutreten.

Sie kommt nicht erst zu Wort . . . o, nein, er steht wie ein dickleibiger kleiner Napoleon mit übereinandergeschlagenen Armen da und spricht mit einer Bulletinstimme die man einfach nicht unterbrechen kann. Erstens wird heute abend Herr und Frau Tarquanson in der Festvorstellung anwesend sein, die die Oper zu Ehren Elihu Grants veranstaltet . . . jawohl, auch Herr Tarquanson, wenn es gefällig ist, ohne Rücksicht auf seinen leidenden Zustand, die Anwesenheit des ersten Finanzmannes der Welt verlange das einfach. Zweitens ihre, Violet Tarquansons Privatausgaben — hier überschlägt sich seine fette Stimme: es sei einfach nicht zu verantworten, was sie allein im letzten Monat ausgegeben habe, und er werde auch ohne Einverständnis ihres Gatten Mittel und Wege finden, diese Ausgaben einzuschränken, nein . . . er bitte dringend, ihn nicht zu unterbrechen, zum Donnerwetter noch einmal . . .

Und dann noch ein Drittes, der Napoleon wühlt in Briefen, wird plötzlich höflicher, er senkt die Stimme, er bekommt plötzlich den unsäglich traurigen Blick seiner Rasse, die Stimme bittet leise, und in diesem Augenblick sieht sie, daß wirklich sich da eine dicke, weiße Haarsträhne in den schwarzen Assyrierbart geschlichen hat: Joe Mallison bittet sie dringend, inständig, Herrn Ward Whitening gut, in Gottes Namen freundschaftlich zu behandeln.

Sie sieht ihn fassungslos an und nun endlich will sie ihrem Aerger die Ventile öffnen. Aber als sie begreift, daß dieser Mensch da es fertig bekommt, sie ohne weiteres mit Ward Whitening zu verkuppeln, um irgend welcher Geschäfte willen, die sie nicht im mindesten interessieren, da lacht sie ihm geradeaus ins Gesicht und fegt plötzlich mit einem einzigen, übermütigen Handgriff diesen ganzen Schreibtisch leer. Briefstöße, Depeschen, Tintenfässer, Telephonapparate, alles, alles . . . so, nun hat sie ihn doch gezeigt, wer Violet Tarquanson ist und läßt ihn in seiner Sprachlosigkeit stehn und ist hinaus zur Tür. Und die Rennjacht Rhadames, die man ihr angeboten hat, wird sie nun erst recht kaufen, heute noch, ja . . . ja . . .

(Fortsetzung folgt.)

Jagd auf Ungeheuer.

Die Sache ist furchtbar einfach. Man braucht weiter nichts als Geduld, ein Sacktuch, eine Taschenlampe und einen Stecken. Also bewaffnet, begibt man sich auf den Anstand, „wenn die sanften Abendlüfte . . .“ (siehe Figaros Hochzeit).

Der naturwissenschaftlich gebildete Leser weiß und der ungebildete tut so, als ob er's wüßte, daß Darwin in den Pampas Südamerikas Ueberreste eines Riesenfaultiers fand, das 4,8 Meter lang, 3 Meter hoch und auf den schönen Namen **Megatherium giganteum** getauft war. Dieses liebe Tierchen konnte beinahe die Balkonkästen im ersten Stock abweiden. Das war aber nicht das Merkwürdigste. Das Merkwürdigste ist vielmehr, daß in das Fell dieses Viehs Tausende und Abertausende von bohnenförmigen Knöchelchen eingelagert waren, die seine Leibesumhüllung zu einem beweglichen Panzer umbildeten und so gut wie unverwundbar machten.

Irgendwo existiert darüber eine sehr schöne und gruselige Geschichte. Ein englischer Oberst, dem von Eingeborenen oder sonst wem die Kunde geworden war, daß in verschwiegenen Seitentälern des wildesten Andengebirges noch einzelne jener vorsintflutlichen Ungeheuer existierten, rüstete eine Expedition dorthin aus. Eines Nachts wird das Lager geweckt. Ein riesenhaftes Tier tappt zwischen den Zelten. Geschrei, Panik. Der Oberst stürzt herzu, sieht einen gigantischen Schatten fliehen und schießt mit der Büchse hinterher. Er hört den Kugelschlag, aber am andern Morgen ist nichts zu sehen. Das Tier war unverwundbar. Es war ein gepanzertes Megatherium. Leider sagt der Expeditionsbericht nicht, wieviel Flaschen Whisky am Tage vorher von den Expeditionsteilnehmern vertilgt worden waren.

Das Megatherium war harmlos. Es hatte ein sanftes vegetarisches Gemüt. Es fraß nur Pflanzen und verabscheute rohe Beefsteaks und blutige Filets. Das nebenbei.

Wir leben in einem gebildeten Zeitalter. Jeder kleine Mann hat heutzutage am Sonntag seine Relativitätstheorie im Topfe. Daher der Operettenrefrain: „S' ist alles scheinbar.“ Es gibt keine absoluten Größen. Es wird Ihnen also nicht schwer fallen, sich vorzustellen, daß Sie nur so groß wie eine Maus sind. Und nun sitzen Sie mal eines Abends, wenn der Mond aufgeht, mit Ihrer Mäusin am Waldrand und fressen wonnepiepend Gerstenkonfekt mit Heuschreckenbouletten, und während Sie mitten in der angenehmsten Beschäftigung sind (beim Essen, meine ich), kommt plötzlich rasselnd und fauchend eine grausige Körperlichkeit mit schreckenerregenden Dimensionen angewackelt. Die Masse dieses Ungeheuers ist gleich der von 30 bis 40 Ihresgleichen, kohlschwarze Augen blitzen aus einem Schwanzspitze, mein Herr. Wo bleibt da ihre Mäusebockkapferkeit? Ist im Vergleich zu solch einem Schreckenstier das Megatherium des englischen Obersten nicht direkt ein harmloser Laubfrosch? Sie zittern? Sie reißen aus? Sie lassen Ihr Mäuschen im Stich? Schämen Sie sich! Ich werde das Ungeheuer fangen, mit den primitiven Waffen, von denen ich vorher sprach.

Das Ungeheuer ist nämlich ein Igel!

Er ist für seine Größe ein ganz gefährliches Raubtier. Seiner Nahrung nach ist er der Buffard unter den Säugetieren, und wenn er sich auch meist an Mäuse, Schlangen, Insekten und Frösche hält, liebt er es doch, bisweilen ein frisches Ei oder ein junges Hühnchen zu genehmigen und zum Nachtisch etliches Fallobst zu verputzen. In seinem Roman „Die Riesen kommen“ beschreibt der Engländer H. G. Wells, wie durch ein Wachstumspulver die Ratten zur Größe von Wölfen anwachsen, und was für katastrophale Folgen sich daraus ergeben. Die Geschichte wäre sicherlich noch romantischer im Stile von Jules Verna geworden, wenn Wells statt der Ratten Igel genommen hätte. Oder gar Maulwürfe! Aber das wäre ja gar nicht auszudenken. Der selige Säbeltiger, der Machairodus aus der Höhlenfauna verflossener Erdepochen, wäre dagegen nur eine Hauskatze.

Also wie man den Igel jagt, wollen Sie wissen?

Man stellt sich abends in der Nähe eines Gewässers ans Gebüsch, freut sich des lieblichen Gesanges der Stechmücken und wartet. Es ist ein ganz bestimmtes Geräusch, das den Igel ankündigt. Es kann leicht unterschieden werden von dem, das ein Vogel verursacht, wenn er durchs Gebüsch hüpft, ganz davon abgesehen, daß um diese Abendstunde die Vögel meist schon brav schlafen gegangen sind. Höchstens Feldmäuse machen ähnlichen Lärm, aber nicht ganz so grob. Manchmal hört man nach solchen Tönen ein unanständiges Schmatzen, und dann weiß man genau, daß man einen Igel vor sich hat. Jetzt heißt es genau Richtung und Entfernung abschätzen; um mehr als einen Meter darf man sich nicht irren. Man springt zu, haut heldenmütig mit der Gerte ringsherum auf den Fußboden, um den Igel zum Zusammenrollen zu veranlassen, und dann leuchtet man mit dem elektrischen Scheinwerfer das Schlachtfeld ab. Diese Jagdmethode läßt sich auch mit dem Pirschgang verbinden. Das ist sogar besser, denn Igel kommen nicht allzu häufig vor, und die Jagd ist beim gewöhnlichen Anstand infolgedessen oft ohne Erfolg.

Es gibt Leute, die wollen aus purer Neugierde gern wissen, was man nun mit dem Igel macht. Man rollt ihn, um sich nicht an den wirr durcheinanderstehenden Stacheln zu verletzen, mit dem Stöckchen ins Sacktuch, knüpft es mit den vier Ecken zusammen und trägt die Beute heim. Sehr lustig ist es, wenn man eine Igelmama mit ihren Jungen fängt. Das reine Kaktuspensionat!

Solche gefangenen Igel haben eine sehr ausgesprochene Individualität. Manche sind sehr scheu, manche unglaublich frech. In der Gefangenschaft werden sie ganz zahm und reinigen das Haus von Ungeziefer wie Mäusen, Schwaben usw. Nur sich selbst können sie nicht von Ungeziefer befreien, weil sie sich aus naheliegenden Gründen nicht zu kratzen vermögen. Sie wimmeln von Flöhen und Zecken. Es muß kein Vergnügen sein, einen Igelpelz (wenn man so sagen darf) zu haben. Aber bekanntlich hat jeder Stand seine Plage.

Den unappetitlichsten Gebrauch vom Igel machen — aus Gründen des Appetits — die Zigeuner. Sie wickeln ihn in Lehm und braten ihn in heißer Asche, mitsamt dem Stachelkleid, den Flöhen und den Eingeweiden. Ich kann mir nicht vorstellen, wie das schmeckt, aber ich kann mir vorstellen, wie das riecht. Und so sehr ich auf die Sammlung neuer Erkenntnisse verpicht bin, hier hat meine Wißbegierde ein Ende. Die Wissenschaft in allen Ehren, aber sie muß in den Grenzen der Vernunft und des Geschmacks bleiben. Wir sind doch nicht Psychoanalytiker? Na also!

C. Caejo.

Aberglauben von heute im alten Babylon.

Friedrich Delitzschs Vortrag „Babel und Bibel“, der jetzt soeben wieder in einer neuen Ausgabe erschienen ist, hat vor fast zwanzig Jahren durch die sich daran knüpfenden gelehrten Streitigkeiten die Bedeutung der altbabylonischen Religion und ihren Zusammenhang auch noch mit der Gegenwart der Allgemeinheit deutlich zum Bewußtsein gebracht. Seitdem ist die Forschung unermüdlich tätig gewesen, um aus den Inschriften der ältesten Zeiten, die die Archäologie dem Boden des Zweistromlandes durch fortgesetzte Ausgrabungen entriß, ein Bild von der 4000 Jahre alten Weltanschauung dieses Kulturvolkes zu gewinnen. Erst jetzt aber werden zum erstenmal alle vorhandenen Texte aus der babylonischen Kultur in deutscher Uebersetzung zugänglich gemacht, und zwar durch das von dem bekannten Orientalisten Artur Ungnad herausgegebene Werk „Die Religion der Babylonier und Assyrer, das dem großartigen Sammelwerk „Religiöse Stimmen der Völker“ des Eugen-Diederichs-Verlag in Jena angehört. Die religiösen und mythischen Texte, die hier mitgeteilt werden, umfassen Schöpfung und Sintflut, darunter auch das wundervolle Gilgamesch-Epos, Gebete und Lieder. Neben diesen Zeugnissen der offiziellen Religion erhalten wir aber auch hochinteressante Proben von den Vorstellungen des Volkes, und da offenbaren sich uns Formen des Glaubens und Aberglaubens, wie sie heute noch unter uns leben. Der Mensch hat ja stets am Wunder gehangen und von ihm Rettung und Hilfe in leiblicher und geistiger Not erhofft. Nimmt man heute zu allen möglichen Wundertätern und Wahrsagerinnen seine Zuflucht, so wandte man sich im alten Babylon an die Priester, deren Hauptaufgabe war, die Götter zu versöhnen und von den als Strafen gesandten Unglücksfällen und Krankheiten zu befreien. Zahlreiche Beschwörungstexte sind uns, hauptsächlich aus der Bibliothek Assurbanipals, erhalten, die die Befreiung von allerlei Zauber und Verhexung erzwingen sollen. Diese Befreiung wurde vielfach symbolisch durch die Verbrennung von Bildern der Hexen und bösen Dämonen erreicht. Mit Hilfe von Zaubersprüchen und Zauberhandlungen ging man auch den Krankheiten zuleibe, und besonders bezeichnend ist eine Beschwörung gegen Zahnschmerz, die mit einer kurzen Schöpfungsgeschichte beginnt, dann die Seibe angibt, die man auf den kranken Zahn legen soll, nachdem man dreimal die Beschwörung darüber hergesagt hat. Der interessante Text lautet: „Als Anu den Himmel erschaffen, der Himmel die Erde erschaffen die Erde die Ströme erschaffen, die Ströme die Gräben erschaffen, die Gräben den Sumpf erschaffen, der Sumpf den Wurm erschaffen, da ging der Wurm weinend vor Schamash (Sonnengott), vor Ea (Meeresgott) fließen seine Tränen: „Was gibt du mir zu meiner Speise? Was gibst du mir zu meinem Trunke?“ „Ich gebe dir reife Feigen und Apfelmost!“ „Was soll ich mit reifen Feigen und Apfelmost? Hebe mich auf und laß mich zwischen Zähnen und Zahnfleisch wohnen! Der Zähne Blut will ich trinken, des Zahnfleisches Wurzeln will ich fressen! Das Schloß mache fest, hemme den Fuß!“ „Weil du dies sagtest, Wurm, möge Ea dich schlagen mit seiner starken Hand!“

Besonders in Italien glaubt man noch heute an die Macht des bösen Blicks. Gegen diesen Zauber findet sich eine Beschwörung, die folgendermaßen beginnt: „Das böse Auge geht hin und her: ins Innere blickte es, vom Innern schweifte es in die Ferne, ins Außere blickte es, vom Aeußern schweifte es in die Ferne. Den dahinwandelnden Menschen blickte es an, und wie einen abgehauenen Baumstamm beugte es seinen Nacken.“ Der Spruch schließt mit der Beschwörung: „O Mensch, der das Kind seines Gottes ist, das Auge, das dich zum Unheil anblickte, das Auge, das dich zum Bösen anblickte — möge Damu (Heilgottheit) erschlagen mit einer Doppelaxt, möge Gusira (ebenfalls ein Heilgott) treffen mit einem großen Pfahle! Wie Regen, der vom Himmel geflossen zur Erde gelassen wird, möge es Er aus dem Leibe herausreißen.“ Doch nicht nur vor Krankheiten und Zaubereien schützten die Priester die Gläubigen, sondern sie suchten auch zu verhindern, daß der Mensch durch verkehrtes Handeln gegen die göttliche Vorbestimmung verstoße und beobachteten daher mit ängstlicher Sorgfalt alle Erscheinungen im Himmel und auf Erden, um den Willen der Götter zu erkunden. So sagten sie die Zukunft voraus aus den Eingeweiden, besonders aus den Lebern, der geopferten Tiere, aus dem Verhalten von Oel, das man zum Wasser gießt, aus der Beobachtung der Flammen, der Tiere, aus Mißgeburten usw. Besonders eingehend werden die Himmelsvorgänge beobachtet, und viel wird aus Träumen prophezeit. Einige Beispiele dieser Traumwahrsagung vor 4000 Jahren seien zum Schluß angeführt: „Trägt jemand im Traum einen Wagen, so wird er seine Herzenswünsche erreichen. Bekommt er Flügel und fliegt davon, so wird seine Grundlage nicht fest sein. Trägt er einen Berg auf dem Kopf, so wird er Reichtum bekommen. Trägt er Salz, so werden ihn seine Reden zu Schaden bringen. Macht er im Traum einen Stuhl, so bedeutet das Unglück, macht er einen Tisch oder ein Bett, so bedeutet es Unglück. Geht er im Traum in den Garten, so wird er frei kommen, geht er zur Schafschäre, so wird er zu hoher Stellung gelangen. Ist er Weintrauben, so bedeutet es Freude, ist er Asphalt, so bedeutet es Unglück.“

Verantwortl. Redakteure: für Aeußere und innere Politik (i. V.): **Hennig Duderstadt**, Berlin; für das Feuilleton und das „Tägliche Unterhaltungsblatt“ (i. V.): **Carl v. Ossietzky**, Berlin; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: **Heinrich Hepenheimer**, Berlin; für den Inseratenteil: **Josef Schulz**, Berlin.

Druck und Verlag von **Rudolf Mosse** in Berlin.